

Materialität, Erinnerung und (Un-)Vergänglichkeit. Zur ambivalenten Symbolik von Aschediamanten im Trauerprozess

Wenn ein Mensch stirbt, dann bleiben nicht nur Angehörige, sondern es bleibt meist auch Materialität zurück. Neben Habseligkeiten wie Kleidung, Möbel und anderen Besitztümern zählt dazu auch die betreffende Person selbst, die nun lediglich als Leichnam noch greifbar ist. Professionelle Akteure wissen mit dieser spezifischen Materialität umzugehen: Bestatter*innen holen die Leiche ab, bereiten sie ggf. für eine Aufbahrung, in jedem Fall aber für eine Erd- bzw. Feuerbestattung vor. Eine nähere Auseinandersetzung mit der toten Körpermaterialität entzieht sich dem Handlungshorizont der Hinterbliebenen; die Ausdifferenzierung im thanatologischen Kontext hat in einem langen Entwicklungsprozess dazu geführt, dass sich nur mehr hochspezialisierte Expert*innen näher mit ihr befassen müssen (Fischer/Herzog 2003).

Anders als der Leichnam (Tag/Thier 2010) kann der (ehemalige) materielle Besitz von Verstorbenen gemäß der geltenden Erbfolge an dessen Hinterbliebene weitergegeben werden.¹ Häufig sind es Dinge wie Fotos, Pflanzen, Dekorationsgegenstände und mitunter auch Schmuck, die im persönlichen Nachlass zu finden sind und die zugleich eine persönliche Note transportieren (siehe generell Dimbath 2021).

Im vorliegenden Beitrag soll ein eigenwilliges Artefakt im Fokus stehen, dessen Erinnerungswert sich nicht aus seinem lebzeitigen Gebrauch generiert, sondern das infolge des Todesfalls erst entsteht. Während es für zahlreiche Erinnerungsartefakte wie z.B. Grabschmuck, Trauerkarten, Fingerabdrücke usw. nicht ungewöhnlich ist, dass sie erst postmortal hergestellt oder zumindest erworben werden, soll eine Dinglichkeit im Fokus stehen, deren Erzeugung stärker als jede andere daran gekoppelt ist, dass sich ein

1 Siehe hierzu auch den Beitrag von Christoph Nienhaus in diesem Band.

lebendiger Leib in einen toten Körper transformiert hat, da dieser Prozess die materielle Grundlage ihrer Entstehung und anschließenden Geltung ist.

Eine besondere Erinnerungsproduktion

Im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojekts mit dem Titel *Artefakt und Erinnerung* stand das Phänomen des ›Aschediamanten‹ im Zentrum der Untersuchung. Dabei handelt es sich um ein Juwelenartefakt, das nach dem Tod einer Person aus dem Kohlenstoffanteil ihrer Kremationsasche hergestellt wird.² In diesem Zusammenhang wurden die Produktionsstätten entsprechender Diamanten, aber auch vergleichbarer anderer Edelsteine (wie beispielsweise Rubine, Saphire oder dergleichen) aufgesucht und die dortigen Vorgänge (Herstellungsverfahren, Kund*innengespräche, Übergaben der fertigen Produkte usw.) ethnografisch erkundet. Ferner wurden Mitarbeiter*innen der jeweiligen Unternehmen interviewt sowie Korrespondenzen mit Angehörigen gesichtet und ausgewertet. Einen wesentlichen Bestandteil der empirischen Arbeit bildeten insgesamt 67 leitfadengestützte narrative Interviews. Sie wurden mit Hinterbliebenen (überwiegend telefonisch) geführt, die sich für diese besondere Form der materiellen Erinnerungsproduktion entschieden haben und bereit waren, ihre Erfahrungen hinsichtlich der Entscheidungsfindung, der alltäglichen Handhabung sowie der dem Artefakt zugewiesenen Bedeutung zu teilen.

Als Hintergrund der Studie dient die in verschiedenen Kontexten erlangte Erkenntnis, dass sich der Umgang mit Trauer, wie die Sepulkralkultur im Gesamten, seit etwa 30 Jahren in einem gravierenden Umbruch befindet, der auf veränderte gesellschaftliche Strukturen gleichermaßen zurückgeht wie reagiert. Der sogenannte ›Erinnerungsdiamant‹, wie er vom Branchenführer selbst bezeichnet und beworben wird, fügt sich ein in die seit Jahren voranschreitende Pluralisierung des Sepulkralen, wie sie

2 Bei dem hier angeführten Projekt handelt es sich um eine Kooperation zwischen den Universitäten Rostock (Thomas Klie; Praktische Theologie) und Passau (Thorsten Benkel; Soziologie). Die Ergebnisse sind in monografischer Form (Benkel/Klie/Meitzler 2019; englische Übersetzung 2020) und in verschiedenen Artikeln (Benkel 2020b; Klie 2020; Benkel/Meitzler 2021) publiziert worden.

durch ein expandierendes Angebot an Beisetzungsmodellen, aber auch durch die Entstandardisierung und Personalisierung von Grabinschriften bzw. Grab(stein)gestaltungen belegt werden kann (Benkel/Meitzler 2013; dies 2019; Benkel 2016; Meitzler 2016). Am Rande tangiert dieser Umbruch auch ökonomische, psychologische, institutionelle und normative Fragen (Schmickler 2021), die durchaus machtkritisch betrachtet werden können (vgl. Seeck 2016: 134f.). Die Pluralisierung des Sepulkralen impliziert überdies eine Pluralisierung der Erinnerungskultur: Jegliche Materie kann als Erinnerungsgegenstand fungieren, wenn sie entsprechend sinnhaft aufgeladen wird – auch die Körperüberreste selbst. Gewiss – das Erinnern anhand von Körpermaterie ist kein exklusives Merkmal der modernen Sepulkralkultur. Körperbezogene Memorialformen gab es auch schon früher, etwa als ›Trauerlocke‹ (Holm 2004) oder allgemein in Form von Reliquien (Engelfried-Rave 2022). Die Verehrung von toten Körpern oder Körperteilen war vor Jahrhunderten allerdings von der Idee eines ›Transzendentalkontakts‹ geprägt, schließlich ging es um die Körper von Heiligen bzw. von religiös verehrten Personen. Unter säkularen Vorzeichen sind Menschen und somit auch Leichen nicht mehr heilig, daher bedarf es gegenwärtig der Transformation der Leiche in Asche, um sie überhaupt alltagsintegrierbar zu machen. Eine religiös aufgeladene Verwendung ist ausgeschlossen: Die Säkularisierung hat die Transformation der Leiche zur Asche zu einer profanen Angelegenheit gemacht. Ihre vielfältige Handhabung geht über die bloße Urnenverwahrung weit hinaus (Gernig 2011). Die Asche kann z. B. aufgeteilt bzw. eingelassen werden in ein Objekt, Gefäß oder in andere materielle ›Container‹. Dies können auch Glasplastiken oder sogar Gemälde sein – oder eben ein Gegenstand wie der Aschediamant, der aus der Verarbeitung der Kremationsasche heraus erst entsteht.

Offenkundig vollzieht sich hier im Rahmen einer grundlegenden Bedeutungsveränderung im Hinblick auf den toten Körper (Groß 2011) eine (vergleichsweise radikale) Ästhetisierung der Überreste. Der Leichnam oder die Kremationsasche an sich eignen sich nicht als ›Gegenstand‹ der postmortalen Adressierung, zumindest nicht in der unmittelbaren, körpernahen Konfrontation (vgl. Meitzler 2022a: 149). Dies zeigt sich beispielhaft angesichts der Geschichte eines Schweizers, der verfügte, dass seine Urne nach seinem Tod von seinem Sohn geöffnet und entleert werden sollte – um die Asche anschließend wieder zusammenzukehren und in

der Mülltonne zu ›bestatten‹. Diese Verfahrensweise war fraglos nicht das, was sich seine Angehörigen vorgestellt hatten (vgl. Benkel/Meitzler/Preuß 2019: 65). Wünsche wie dieser stellen eine Zuspitzung der Pluralisierung der Trauerhandlungen dar, die seit einiger Zeit im zentraleuropäischen Kulturraum grassiert – und die nicht ohne kulturkämpferische Folgen auskommt (Benkel 2022).

Der/die Tote ist als Erinnerungsartefakt nur dann akzeptiert, wenn seine Identität verdichtet wird auf bestimmte körperliche Bestandteile, etwa auf die Asche, die aus der Oxidierung seines Körpers entsteht – und selbst sie muss auf ästhetischen Wegen weiterverarbeitet und zu einer Art profanen Reliquienvariante werden, um materielle Einbettung in den Trauerkontext zu erlangen.



Abb. 1: Der Aschediamant in Körpernähe (Projektarchiv Benkel/Meitzler)

Im Zuge der Diamantenherstellung wird die Kremationsasche zunächst in entsprechenden Industrieanlagen aufbereitet; hierbei wird der zentral benötigte Kohlenstoff isoliert. Aus diesem wird in einer sogenannten Wachstumszelle dann unter den benötigten, die Naturvorgänge im Erdinneren imitierenden Bedingungen der Diamant synthetisch hergestellt. Die für die weitere Produktion nicht mehr benötigte Restasche wird den

Auftraggeber*innen – den Angehörigen der Verstorbenen – dann entweder gemeinsam mit dem fertigen Diamanten ausgehändigt oder aber auf einer entlegenen Wiese verstreut, die sich im Fall des im Forschungsprojekt primär untersuchten Herstellungsunternehmens im Firmenbesitz befindet.

Somit können ehemals lebendige Subjekte post mortem wie spezifisch aufgeladene ›Objekte‹ fungieren (*Abb. 1*). Der Diamant füllt folglich eine zuletzt nicht mehr besetzte Nische, die bisher von Reliquien besetzt wurde: Der tote Überrest wird symbolisch zum Verehrungsgegenstand umgewertet. Inwiefern sich hinter diesem speziellen Erinnerungsartefakt ein transzendentalistisches Transformationsgeschehen verbirgt, welches eine Beziehungspflege über den Tod hinaus suggeriert und damit letztlich auch einen parasozialen Charakter aufweist, soll nachfolgend näher beleuchtet werden.

Das Soziale im Materiellen

Die Entscheidung, aus einem toten Körper einen gleichsam toten, aber eben nicht vordergründig als tot erachteten Diamanten zu machen, geht meist von den Hinterbliebenen und in einigen Fällen von den Sterbenden selbst aus. Oftmals fußt sie, neben anderen naheliegenden Assoziationen, die im Objekt selbst liegen (wie Unvergänglichkeit, Glanz, Stärke), auf der bewussten Ablehnung traditioneller sepulkraler Gepflogenheiten.³ Die Gründe hierfür sind unterschiedlicher Natur, sie beinhalten aber oftmals ein grundsätzliches Missfallen gegenüber dem in Deutschland rechtlich vorherrschenden Prinzip der Friedhofspflicht oder anderen normativen Ordnungsvorstellungen zu Trauer und Bestattung (Benkel/Meitzler/Preuß 2019). Dabei ist die Beisetzung in einem Urnengrab auf

3 Bei der Entscheidung für einen Aschediamanten ist überdies zu beobachten, dass die Angehörigen sich in vielen Fällen bewusst darüber sind, dass sie mit dieser Entscheidung den ›üblichen‹ Weg verlassen. Nicht selten finden sich in entsprechenden Interviews Passagen, in denen Angehörige dieses (zum Teil auch von ihnen selbst als abweichend empfundene) Handeln rechtfertigen. Die Bereitschaft, im Sinne des eigenen Wohlempfindens zu handeln, wird hier bisweilen mit einer Art ›rebellischer‹ Handlungselbstbeschreibung gerechtfertigt; man ist also abweichend, weil genau dies der eigenen Autonomie und/oder den Verstorbenenwünschen entspricht.

dem Friedhof durch die Anfertigung eines Diamanten nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Der bei der Diamantherstellung unverbrauchte Teil kann durchaus ›regulär‹ beigesetzt werden, sofern die Hinterbliebenen dies wünschen bzw. für praktikabel halten. De facto lässt sich jedoch konstatieren, dass der traditionelle Friedhof für viele Diamantenbesitzer*innen keine erstrebenswerte Option für die Verräumlichung ihres Trauerhandelns darstellt und eine Verbindung beider Umgangsweisen dementsprechend selten vorkommt.

Kund*innen können also über den weiteren Umgang mit den verbleibenden Überresten frei entscheiden, sobald sie das Schmuckstück entweder persönlich abgeholt oder es sich haben zustellen lassen. Dem liegt die hier befolgte und auch ausdrücklich ausgegebene Devise zugrunde, in der Trauer subjektiv das tun zu dürfen, was hilfreich erscheint – und nicht das, was beispielsweise verwaltungsrechtlich erwartet wird. Hierin sehen viele der Auftraggeber*innen einen zentralen Mehrwert: Die autonome Verfügungsgewalt über das postmortale Geschehen, die ein Agieren jenseits von restriktiven Bestattungsregelungen, Friedhofsatzungen oder gesellschaftlichen Normalitätserwartungen ermöglicht, macht die Verarbeitung des toten Körpers zu einem reizvollen Unterfangen. Es wirkt nicht pietätlos, einen oftmals alten bzw. erkrankten Körper in ein leuchtendes Juwel zu verzaubern – und erst recht wirkt es nicht anstößig, eigene Trauerinteressen vor institutionalisierte Vorschriften zu stellen.

Interessant ist die Entscheidung für einen solchen Aschediamant auch deswegen, weil seine Herstellung in Deutschland u. a. aufgrund der geltenden Friedhofspflicht verboten ist. Demzufolge sind tote Körper grundsätzlich auf einem als Friedhof deklarierten, öffentlich zugänglichen Gelände beizusetzen;⁴ eine Teilentnahme der Kremationsasche aus der Urne, wie sie bei der Herstellung von Aschediamanten vollzogen wird, ist grundsätzlich nicht gestattet. Nichtsdestotrotz haben die in europäischen Nachbarstaaten

4 Zwar sind mittlerweile auch friedhofsferne Alternativen zulässig (etwa Beisetzungen im Meer oder im Wald; Fischer 2021; Kaiser 2021), indes sind die Möglichkeiten des legalen Ausscherens aus den etablierten Konventionen in Deutschland aber nach wie vor vergleichsweise überschaubar (Meitzler 2020). Umso bemerkenswerter ist vor diesem Hintergrund, dass manche Angehörige sich für autonome Handlungsweisen im Umgang mit Totenasche entscheiden, welche die hierzulande gültigen Rechtsvorschriften gezielt unterlaufen (Meitzler 2022b).

ansässigen Firmen, die davon abweichende sepulkrale Dienstleistungen und Produkte offerieren (unter denen der Diamant nur ein Modell von vielen ist), auch zahlreiche deutsche Kund*innen.

Obwohl das Angebot im juristischen Graubereich verortet ist, sind offensichtlich viele Bestatter*innen in Deutschland dazu bereit, Angehörigen die Möglichkeit des Aschediamanten zu unterbreiten oder zumindest auf entsprechende Nachfragen positiv zu reagieren und die dafür notwendigen Schritte einzuleiten. Die Frage, ob es sich dabei überhaupt um eine Bestattungsform im herkömmlichen Sinne handelt oder nicht, ist eine durchaus kontroverse, die innerhalb der Gewerke und der verschiedenen sepulkralen Marktanbieter zu einigen Auseinandersetzungen geführt hat.

Die in der genannten Studie ethnografisch hauptsächlich (wenn auch nicht ausschließlich) besuchte Manufaktur hat allen Bestattungsunternehmen im deutschsprachigen Raum Werbematerial zu ihrem Programm zukommen lassen; ihnen wird eine Gewinnbeteiligung zugestanden, wenn sie Kunden akquirieren. Für die Beauftragung des Diamanten sind die deutschen Regelungen bezüglich der Ascheteilung und der Friedhofspflicht insofern weniger problematisch, als die Urne, sobald die Entscheidung für den Aschediamanten gefallen ist, vom Bestattungsunternehmen offiziell zu Beisetzungs Zwecken ins Ausland überführt und dem deutschen Recht damit entzogen wird. Ob eine Beisetzung im Ausland tatsächlich stattgefunden hat, wird nicht überprüft, weil die Zugriffsmöglichkeiten der Verwaltungsinstanzen ins Ausland auf dieser Ebene überaus begrenzt sind und der bürokratische Aufwand erheblich wäre; jedenfalls zu erheblich für das hier vorliegende Verhältnis von Aufwand und Nutzen.⁵

Nicht selten kommt es vor, dass Hinterbliebene das Aschejuwel persönlich an der Stätte der technischen Herstellung abholen. Häufig stellt die Übergabe einen emotionalen Moment der ‚Wiedervereinigung‘ mit der verstorbenen Person dar, der mit herkömmlichen Verkaufsakten von Gütern mit ähnlich hohem ökonomischen, aber wesentlich geringerem symbolischem Wert nicht vergleichbar ist. Ohnehin wird diese Abholung gerade nicht als

5 Ob die in Deutschland verbindliche Beisetzungs pflicht auch auf den Diamanten auszudehnen ist, ist rechtlich bisher nicht abschließend geklärt worden. Für einen Überblick der aktuellen Diskussion sowie der Argumente beider Positionen siehe Schmitt 2020.

›Kauf‹ gedeutet, denn die ökonomischen Abläufe finden nicht im Rahmen der Übergabe, sondern diskret auf dem Überweisungsweg statt, inklusive etwaiger Aufsplittungen der Summe auf mehrere Teilzahlungen und anderer Zugeständnisse. Die Definition der Situation als Wiedervereinigung findet in den Interviews, die im Rahmen des Forschungsprojekts geführt wurden, immer wieder ihren Ausdruck in Formulierungen, die das ›Nach-Hause-Holen‹ der verstorbenen Person betonen (vgl. Benkel/Klie/Meitzler 2019: 54 ff.).

Es stellen sich aus sozialwissenschaftlicher Sicht einige Fragen, die in diesem Zusammenhang die individuellen Sinnzuschreibungen betreffen: Wenn der Diamant aus den Körperüberresten besteht, transportiert er – in der Ansicht der Hinterbliebenen – dann Wesensmerkmale mit? Wird das Artefakt als Gegenstand, als ein unbestimmtes ›Ding‹ oder gar als beseelt betrachtet? Wie gehen die Besitzer*innen mit dem Diamanten – im Alltag sowie zu besonderen Anlässen – um? Welche Rolle spielt dabei das Wissen um dessen Ausgangsmaterie? Welchen Einfluss hat es schließlich auf ihren Umgang mit dem Artefakt, dass diese Art des Erinnerns und Gedenkens bei anderen, mitunter auch aufgrund der Rechtsgrundlage, auf Ablehnung stoßen könnte?

Bei 17 der insgesamt 67 befragten Personen lag der Erwerb des Diamanten zum Interviewzeitpunkt bereits mindestens zehn Jahre zurück. Diese Zeitspanne legt wiederum die (gezielt in den Blick genommene) Frage nach einem möglichen Bedeutungswandel des kristallinen Artefakts nahe. Schnell zeichnete sich jedoch ab, dass die Zeit und Verweildauer kein relevanter Faktor zu sein scheint und sich die Haltung zur getroffenen Entscheidung sowie die Bedeutungsaufladung des Edelsteins über eine längere Dauer hinweg konstant bleiben. Wer im Diamanten die postmortale Fortexistenz eines geliebten Menschen sieht, der wird von dieser Wahrnehmung für gewöhnlich auch im Laufe der Zeit keinen Abstand nehmen.

Aus subjektiver Akteurssicht ist fraglos relevant, was der Diamant für seine Besitzer*innen darstellt und, damit verbunden, ob und wie sie sich ihn aneignen. Er ist offenbar kein alltägliches Erinnerungsartefakt wie Fotos, Kleidung oder bestimmte Gebrauchsgegenstände. Aber was ist der Stein dann? Ist er eine Art mobiler Trauer- oder Erinnerungsort, ein Gegenstand, durch dessen Präsenz sich die Angehörigen dem Verstorbenen näher fühlen? Überschreitet das Juwel durch seine Nähe zu

den Hinterbliebenen – mithin zu ihren Körpern, denn oftmals wird der Diamant als Kette bzw. als Ring getragen – und durch seine Eigenschaften als materielles, die Zeit überdauerndes Relikt jene Barriere, die der Tod ansonsten schafft?

Für gewöhnlich werden ›normale‹ Diamanten, d.h. solche, die nicht aus Kohlenstoff von Totenasche hergestellt werden, nicht alleine als Schmuckstücke, sondern auch als Investitionsobjekte verstanden. Bei den Aschediamanten ist dies nur bedingt der Fall. Wie aus dem Interviewmaterial ersichtlich wird, spielen der finanzielle Aspekt sowie das mit einem Diamanten assoziierte Prestige für die Entscheidungsfindung keine besondere Rolle; eine Korrelation zwischen ökonomischem und symbolischem Wert wird von den Angehörigen nicht hergestellt. Das liegt aber nicht an einer andersartigen oder minderwertigen Qualität der Steine, sondern vielmehr daran, dass es sich dabei um zwei vollkommen verschiedene Bedeutungsebenen handelt. Während ökonomisches Kapital entweder aus monetären Werten besteht oder sich unmittelbar in diese konvertieren lässt, bewegt sich symbolisches Kapital »ganz in der Logik des Kennens und Anerkennens« (Bourdieu 1983: 195). So ist es nur konsequent, dass die Einstellung, die man dem Konzept des Aschediamanten gegenüber einnimmt, ebenso dieser Logik des Anerkennens folgt, schließlich bleibt die Verwandlung vom Ausgangsmaterial der Kremationsasche hin zum funkelnden Edelstein für das menschliche Auge unsichtbar.

Doch abgesehen davon, bleibt ein ökonomischer Ertrag aus der Veräußerung des Steins ohnehin fraglich, denn die aus Asche gefertigten Steine haben überwiegend ihre signifikante blaue Färbung gemeinsam. Zwar gibt es vereinzelt Ausnahmen von dieser Regel, der ›Mythos‹ des blauen Steins ist unter den Kund*innen jedoch insofern weit verbreitet, als die Farbe des Diamanten in den Interviews immer als eine Art ›Überraschung‹ verstanden wird. Diese optische Auffälligkeit ist bedingt durch das Vorkommen des Elements Bor, welches an dem Kohlenstoff haftet. Je höher der Boranteil des Kohlenstoffs, desto intensiver fällt die Blaufärbung des Juwels aus. Aufgrund dieses identifikatorischen Details und einer zusätzlich angebrachten, mikroskopisch kleinen individuellen Gravur sind die Steine für Juweliere unmittelbar erkennbar und damit letztlich auch rückverfolgbar. Es ist demnach unwahrscheinlich, dass das Juwel auf dem Gebrauchtmart eine Chance hätte, weil für Wissende, Expert*innen und Eingeweihte offensicht-

lich ist, dass es sich um die Verarbeitung von menschlicher Kremationsasche handelt. Somit ist auch ein Diebstahl etwa durch Einbrecher, die um diese Facette nicht wissen, insofern für diese nicht ertragreich, als Aschediamanten sich schwerlich bei Hehlern absetzen lassen.

Die eigenwillige Färbung – gewissermaßen: das *blaue Wunder* – wird von Hinterbliebenen häufig mit Eigenschaften, Vorlieben oder Charakterzügen der verstorbenen Person verbunden. Auf diese Weise wird das Artefakt gleichzeitig anthropomorphisiert und individualisiert, wie die nachfolgenden Zitate aus den Projektinterviews nahelegen.

»Mein Mann und ich wir sind beide von Sternzeichen Fisch und wir mochten auch beide blau sehr gerne. Und der ist blau.« (57B)⁶

»Oh das war schön! Das war... also vor allen Dingen... mein Mann hat gerne einen getrunken und der Erinnerungsdiamant ist blau [lacht]. Und wir haben den ausgepackt hier, mit meiner Freundin, und dann kommt dieser blaue Diamant raus. Wir mussten nur noch lachen.« (55S)

»Lustig war's. [...] Na weil es gibt gewisse Gerüchte, ob er jetzt blau, grün oder gelb oder was auch immer ist. Bei Frauen hat's geheißsen, ist er blau, und der Stein ist tatsächlich blau.« (62S)

»Ich war angenehm überrascht. Zwar wurde mir ja gesagt, oder ich hatte das gelesen, dass die Farbe des Diamanten eigentlich nicht feststeht, man weiß nicht, wie die Farbe aussieht. So, und dann bekam ich ihn wieder und mein Mann ist ja Bayer gewesen – und siehe da: Der Diamant ist blau! Also, das fand' ich natürlich schon sehr [seufzt], ja sehr nahegehend, weil blau ist ja nun wirklich die Lieblingsfarbe der Bayern.« (32M)

Im Fall des Aschediamanten geht es weniger darum, die ontologischen Merkmale seiner Dinglichkeit festzulegen, als vielmehr um subjektive, empfundene Zuschreibungen, die das Wesen der verstorbenen Person

6 Bei den Angaben in Klammern handelt es sich um eine projektinterne Codierung, die internen Zwecken der Nachvollziehbarkeit bzw. Rückverfolgung dient. Sie gibt keinerlei Auskunft über die Identität der jeweils interviewten Person.

respektive das Aussehen des Steins betreffen. In diesem Zusammenhang werden neben der Farbe des Diamanten, die als Spiegelung individueller Facetten der verstorbenen Person gedeutet wird, unter Umständen auch noch andere Parameter einbezogen, die scheinbar auf den Charakter der verstorbenen Person schließen lassen. Zwei Besitzer*innen des Artefaktes gaben an, ungewöhnlich lange auf die Aushändigung haben warten zu müssen. In beiden Fällen gab es scheinbar gewisse weder besonders ungewöhnliche noch schwerwiegende Komplikationen, die das Wachstum des Diamanten betrafen. Auf die Nachfrage, welchen Einfluss der Umstand der langen Wartezeit auf ihre Trauer hatte, wurde wie folgt geantwortet:

»Oh, das dauerte. Weil das nämlich beim ersten Mal schief ging. Jajaja, irgendwie hat das beim ersten Mal nicht geklappt, da haben wir auch noch drüber gelacht, weil er ja immer etwas schwierig war. Das war so typisch für ihn.« (55S)

»Uh das war lang! [...] Also zwischen dem Zeitpunkt, an dem meine Frau verstorben ist und dem Moment, wo der Diamant gekommen ist? Uff das war lang. Das waren ein und ein halbes Jahr mindestens. [...] Ja, die haben den nicht eher zusammenbekommen, also der ist nicht gewachsen und was weiß ich. Also die haben da Schwierigkeiten gehabt auf alle Fälle. [...] Dickköpfig war sie schon immer.« (62S)

Diese Interviewauszüge verdeutlichen, dass die Deutungshoheit bezüglich des Aschediamanten bei den Hinterbliebenen liegt – wo auch sonst? Im Gegensatz zu den Angehörigen assoziieren die Menschen, die an der Produktion des Diamanten beteiligt sind, damit keine ›personale Sinnaufladung‹; als Dienstleister*innen sind sie schwerlich daran interessiert, Deutungsarbeit zu leisten, schon gar nicht in einer Weise, die die Perspektiven der Kundschaft unterminiert würde.

Der Aspekt des ›Lange-Warten-Müssens‹ offenbart den Gedanken des ›Fortsetzens‹ im Diamanten, denn der Stein kann mitunter schon vermisst werden, noch bevor er faktisch produziert wurde. In den hier aufgeführten Fällen sind es die Wachstumsdauer und die Färbung, auf die Eigenschaften der Verstorbenen projiziert werden. Auch hier ist es nicht die naturwissenschaftliche Beschaffenheit des Artefaktes, die im Vordergrund steht, sondern die Aufladung der vorhandenen Materie mit subjektiven Erinnerungen an

die verstorbene Person.⁷ Entsprechende Aneignungsprozesse sind in diesem Kontext nicht ungewöhnlich.

Aufgrund seines besonderen Ausgangsmaterials tangiert der Aschediamant gewissermaßen zwei Daseinsebenen – denn während er für die einen lediglich ein Erinnerungsartefakt an die verstorbene Person darstellt, symbolisiert bzw. verkörpert er für andere Hinterbliebene eben den/die Verstorbene*n selbst.

»Ich hol ihn [den Ring inklusive Diamant] aus dem Safe zu besonderen Angelegenheiten. Es ist aber schön, ich hab' das Gefühl, dass es mir immer ein bisschen Energie verleiht.« (57B)

»Es ist ja die Asche von ihm, die da extrahiert wurde, und die Kohlenstoffverbindung, die zu diesem Diamanten gemacht wurde. Also es ist ja er, wenn man es so nimmt.« (58B)

»Dieses Gefühl ist schön, er ist immer dabei. Das wollt' er ja auch. Ich hab' ihn im Ohr, also er ist dabei.« (55S)

»Es ist ein Teil von ihr. Ist ja aus der Asche gefertigt. Also wenn man ihn jetzt zertrümmert oder so, kann man die DNA wieder rausfischen.« (62S)

Aus den Aussagen wird ersichtlich, wie vielfältig der Diamant als Erinnerungsartefakt gedeutet werden kann und auch gedeutet wird. Die Sinnzumessung der Angehörigen hinsichtlich des postmortalen Geschehens betrifft nicht nur Erinnerungen als solche, sondern auch den weiteren Umgang mit dem für diese Erinnerungen offensichtlich relevanten Artefakt. Dabei zählen, wie bereits erwähnt, weniger die Fakten als die subjektiven Empfindungen, wodurch das Artefakt beinahe schon ›postfaktisch‹ wirkt. Postfaktisch meint in diesem Zusammenhang, dass im Gegensatz zu einem Reiseandenken – einer Muschel aus dem Urlaub beispielsweise – keine letztgültige Stichhaltigkeit gewährt sein kann. Die Muschel ist immerzu eine Muschel, dem Diamanten jedoch wird eine Identität zugeschrieben, die er ›objektiv‹ nicht besitzt. Denn eine ›naturwissenschaftliche Beweisführung‹, die diesen zugeschriebenen Status belegt, ist nicht nachvollziehbar. Auch in dieser Hin-

7 Zur Subjektivität und der damit verbundenen Selektivität von Erinnerung siehe den Beitrag von Thorsten Benkel in diesem Band.

sicht verhält sich der Aschediamant konträr zu »üblichen« Diamanten, denn bei diesen stehen entsprechend der Bewertungsprinzipien die chemischen bzw. physikalischen Eigenschaften im Vordergrund.

Der Diamant als Erinnerungsartefakt und die Trauer um bzw. Erinnerung an die verstorbene Person können von den Hinterbliebenen mehr oder weniger bewusst inszeniert, versteckt oder auch offensiv ausgeflaggt werden. Beispielsweise können sie den Diamanten offen zur Schau stellen, ihn nah an ihrem Körper tragen oder aber an einem festen Platz deponieren. Der Ort und die Art der Aufbewahrung dieses Schmuckstücks sind eng verbunden mit den vorherrschenden Lebensverhältnissen; sie stellen somit ebenfalls aufschlussreiche Aspekte dar, welche je nach Disposition entsprechend variieren. Sie geben unter Umständen auch Auskunft über den Status, der dem Diamanten in einem jeweils konkreten Fall zugeschrieben wird.

»Das [Schmuckstück] ist ein Teil von mir. [...] Also, wir waren so zusammen, wir waren nicht auseinander dividierbar, und jetzt ist es wieder eins. Ich habe ihn wieder bei mir. Nur in einer anderen Form.« (8M)

»Ich hab' ihn ja zuhause, das ist wie ein Schutzengel.« (58B)

»Aus so 'nem menschlichen Körper wird ja ein Diamant von einem Karat. Und ich bin nun keine Russin. Also ich hänge mir nicht einen Karat an den Finger oder an's Ohr. Das heißt, wir haben die Asche geteilt, dass nur ein halber Karat bei rauskommt. Und die Hälfte steht hier auf'm Schrank.« (55S)

»Das Ding sieht verdammt gut aus. Und ich hab' den auch nicht im Ohrläppchen, Gott ich weiß gar nicht wie dieser Knopf, den habe ich mir auch extra machen lassen. Ich habe auch ganz kurz geschorene Haare. Also... [lacht] das sieht wirklich verflucht gut aus!« (55S)

»Ich hab' den Erinnerungsdiamanten in eine Brosche fassen lassen. [...] Auf der Rückseite mit Inschrift und allen Daten, die für die Verstorbene halt wichtig sind oder für mich und die Verstorbene wichtig sind und... joa in Form halt einer Brosche, die man an der Kette tragen kann oder sich an die Brust heften kann, wann man will. Es war mal im Gespräch, so eine Nische zu machen, so hinter Glas und so Zeugs, aber davon hat man wieder Abstand genommen.« (62S)

Während konventionelle Diamanten aufgrund ihrer Prestigewirkung meist offen zur Schau gestellt werden, generiert sich der Status der Aschejuwelen, wie erwähnt, nicht primär aus monetären Werten. Für viele der Eigentümer*innen ist der Edelstein nicht (ausschließlich) das Schmuckstück, das uneingeweihte Betrachter*innen darin vermuten, sondern tatsächlich die transformierte Fortexistenz einer nahestehenden Person. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass durch die Anwesenheit des Diamanten gleichzeitig also auch der/die Verstorbene postmortal präsent wird. Damit kann das Verhältnis zwischen Hinterbliebenen und Juwel als *parasozial* charakterisiert werden, denn die verstorbene Person wird für die Hinterbliebenen durch bzw. über den Diamanten adressierbar, ja sogar berührbar (vgl. Benkel 2020a; ferner Dürr 2018).

»Bei mir ist das schon auch so, dass ich sag' so, die Seele ist irgendwo. Und ich habe so das Gefühl [...], ich stell's mir einfach vor, dass die Seele dieses Menschen in diesem Diamanten einfach weiter ist, ja? [...] Der Mensch in klein, der ist da drin [lacht].« (11M)

»Dann stell ich ihn auf'n Tisch und dann kann ich mich mit ihm unterhalten. Er gibt zwar keine Antwort, aber ich kann meinen Frust loslassen [lacht].« (58B)

»Nö, ich bin kein spiritueller Mensch. Aber ich find's gut, es gibt Halt und ich fühle mich... Ich bin ja jetzt die ganze Zeit alleine. Bevor ich mit mir Selbstgespräche führe, na dann kann ich auch [lacht] den Stein auf'n Tisch stellen und mich mit dem unterhalten.« (58B)

»Ach wissen Sie, inzwischen ist das so wie mit mir verwachsen. Also ich muss mich regelrecht mal dran erinnern, dass ich den drin habe, dass ich den auch mal wieder rausnehme und sauber mache, ne?« (55S)

»Joa also ich für meinen Teil ich nehm's halt so von Zeit zu Zeit wieder in die Hand, schau's mir an und [...] denk' halt an die verstorbene Person ein bisschen.« (62S)

Trennung vom Wiedererlangten

Neben denjenigen Hinterbliebenen, die den Diamanten stets bei sich führen oder täglich mit ihm ›interagieren‹, gibt es auch solche Fälle, in denen das Juwel sicher verwahrt in einem Schrank auf seinen ›Gebrauch‹ wartet. Letzterer kann ganz unterschiedlich aussehen; und allemal rückt er das Juwel in die Nähe einer gewissen Objektivierung. Während sich die einen tagtäglich verbal auf den Diamanten beziehen und ihn immerzu um sich haben, kann es in anderen Konstellationen notwendig erscheinen, ihn situativ aus seinem regulären, mithin unsichtbaren Aufbewahrungsort herauszulösen. Konkret bedeutete dies in einem Fall die Begleitung der Tochter vor den Traualtar, wobei der Diamant – gefasst in eine Schmuckbrotsche – am Brautkleid befestigt wurde. Die Aufbewahrung der Preziose an einem bestimmten Ort wird von den Angehörigen aus unterschiedlichen Gründen gewählt. Zum einen minimiert sich dadurch das Risiko eines Verlusts immens, zum anderen kann dies aber auch geschehen, weil eine permanente Alltagspräsenz nicht notwendig oder gewünscht ist. In solchen Fällen ist offenbar das Wissen um die potenzielle Verfügbarkeit des Diamanten ausreichend. In diese Logik reihen sich auch solche Fälle ein, in denen die Hinterbliebenen sich bewusst wieder von dem Erinnerungsartefakt getrennt haben.

Eine solche (dauerhafte) Trennung folgt, entgegen üblicher Gebrauchsweisen bei Diamanten, in diesen Fällen der Logik einer Beisetzung und nicht der einer Veräußerung zu finanziellen Zwecken. So entschied sich beispielsweise ein befragter Witwer dazu, den Diamanten, den er aus der Kremationsasche seiner Frau anfertigen ließ, in einem See beizusetzen. Seine Frau, mit der er zu Lebzeiten aufgrund einer fortschreitenden Krankheit dies alles besprochen hatte, wünschte sich, dass ihre Asche in Südafrika, einem früheren Reiseziel der beiden, verstreut wird. Als sie von der Möglichkeit des Erinnerungsdiamanten erfuhr, fand sie Gefallen an dieser eher außergewöhnlichen Idee. Der Diamant versprach zudem auch in logistischer Hinsicht einige Vorteile gegenüber einer Aschekapsel. Als es dann so weit war, kümmerte sich ein Bestatter um die Abwicklung der notwendigen Prozesse. Da die geplante Beisetzung des Steins erst nach dem Interview stattfinden sollte (vgl. Benkel/Klie/Meitzler 2019: 74 ff.), kann über dessen weiteres Schicksal an dieser Stelle nichts gesagt werden. Allein

schon die Bereitschaft bzw. der Wille, sich von dem Artefakt zu trennen, das dermaßen stark sinnspezifisch aufgeladen ist und noch dazu ein körperliches Souvenir einer geliebten verstorbenen Person versinnbildlicht, ist bemerkenswert, denn sie zeigt das breite Spektrum der Umgangsweisen mit dem Erinnerungsartefakt.

Der kurze Abriss dieses Fallbeispiels und andere Fallbeispiele verdeutlichen, dass eine irreversible Trennung von dem Erinnerungsartefakt nicht nur grundsätzlich möglich ist, sondern mithin auch verwirklicht wird, und zwar nicht nur, weil dies dem Wunsch der verstorbenen Person entspricht, sondern auch, weil der Diamant seinen dinglichen Charakter letztlich eben nicht loswird. Da die »Interaktionsmöglichkeiten« mit dem Juwel relativ begrenzt sind, kann er recht unvermittelt jederzeit (wieder) aus dem Alltag verschwinden, wenn der/die Hinterbliebene das wünscht. Das Entscheidende am Erinnerungsdiamanten ist etwas Kognitives, nämlich die Erinnerung – nicht an das Schmuckstück, sondern an den Menschen, aus dessen Körpermaterie es entstanden ist.

Dennoch stellt für einen großen Teil der Befragten hingegen der mögliche Verlust eine »Katastrophe« oder gar den »Weltuntergang« dar (vgl. ebd.: 160). Zur besseren Veranschaulichung der Tragweite eines solchen (hypothetischen) Verlustes eignet sich an dieser Stelle das Fallbeispiel einer Frau, die die Kremationsasche ihres verstorbenen Ehemanns zu einem Diamanten pressen ließ. Den entstandenen Halbkaräter, der mit 0,1 Gramm Gewicht ein sehr kleines Juwel darstellt, ließ sie im Anschluss in Platin einfassen und trägt ihn seither als Piercing im Ohr. Für notwendige Reinigungen nimmt sie dieses Schmuckstück regelmäßig ab – und bei einer solchen Gelegenheit verschwand es plötzlich und zunächst unbemerkt für einige Tage. Aus Sorge, dass die vorhandenen Haustiere den Stein verschluckt haben könnten und er damit nun für alle Zeiten verschwunden wäre, verbrachte sie die nächsten Tage damit, nicht nur sämtliche Ecken der Wohnung, sondern auch die Hinterlassenschaften ihrer Tiere nach dem Diamanten zu durchforsten. Schlussendlich fand er sich an einer anderen Stelle wieder. Das Bemerkenswerte an dieser Geschichte ist nicht die Bereitschaft, tierische Exkremate auf der Suche nach dem Schmuckstein zu durchwühlen. Es ist vielmehr die Tatsache, dass der Gedanke, der Stein könnte erneut und diesmal womöglich für immer verschwinden, für diese Frau bis heute – 16 Jahre nach dem Tod ihres Mannes – unerträglich ist.

Das Beispiel verdeutlicht, dass mittels des Diamanten (auch langfristig) an Verstorbene erinnert werden kann; sie können repräsentiert werden, und wie in diesem Fall können sie auch als passive Objekte beherrscht werden. Der Diamant stellt das dar, als was ihn sich seine Besitzer*innen aneignen – eine Logik, die zu Lebzeiten wohl in keiner Beziehung funktioniert hätte. Aber der Diamant ist eben kein Sozialpartner wie die verstorbene Person es war, sondern ein Objekt, und als solches ist er beliebigen Aneignungsprozessen ausgeliefert. Dass diese Ansicht nicht von den Hinterbliebenen geteilt wird, dürfte nicht verwundern. Sie transzendieren ihre alltagslogische Sichtweise und nehmen sich in ihrer Trauer die Deutungsmacht, anders zu agieren. Den Diamanten besitzt man, mit ihm kann man machen, was man möchte – und dennoch symbolisiert er gleichzeitig die verstorbene Person.

»Wenn ich Dekolleté trage, aber ich bin so gestrickt, ich trage viel auch Rollkragenpullover oder hochgeschlossen, dann ist er mal drinnen, mal draußen, und es kommt drauf an... Wenn ich was Besonderes mache, dann hole ich ihn raus und sage, »Du guckst dir das mit an, ne?« Und dann geht er mit mir durch die Stadt und guckt. Also, ich bin auch im Museum, mache ich auch noch ehrenamtlich Dienst und sage, »Guck mal, wir haben heute eine schöne Ausstellung. [...] Also, ich lasse ihn gewaltig teilhaben an gewissen Sachen. Oder wenn ich was einkaufen gehe und ich fühle mich nicht ganz sicher, dann darf er halt auch mitgucken und eine Entscheidung treffen.« (8M)

»Also, er ist bei mir. Und [...] wenn er zur Fußball-Weltmeisterschaft schon da gewesen wär; hätt' ich ihn wahrscheinlich mit auf die Couch gesetzt, da hätt' er mit uns Fußball schauen können. Also, es steht mir frei, ich könnt' mit ihm in Urlaub fahr'n oder ich könnt' ihn mit zum Schuhe kaufen nehmen, das hat er immer gehasst!« (26M)

In diesem Aspekt zeichnet sich die beinahe schon fetischistische Note des Artefakts ab (vgl. ebd.: 48f.). Das Artefakt wird damit unter Umständen zu einem *linking object*, welches die verstorbene Person in der Gegenwart »ersetzt«. In einer anderen Lesart kann der Aschediamant darüber hinaus auch als Privatreliquie verstanden werden, die aufgrund ihrer Charakterisierung einer kollektiven Rahmung entbehrt und somit auch nur im Kreise der Wissenden wirkmächtig erscheint. Mit der vollen Kontrolle über die Art und Dauer der Präsenz bzw. der Abwesenheit des Artefakts geht mitunter auch ein Kontrollgefühl in Bezug auf den Verlust und die daraus resultierende

Trauer einher (vgl. Habermas 1996: 337 ff.). Denn wenn diese ›Dominanz‹ unfreiwilligerweise verloren zu gehen droht, erscheint Panik als Reaktion gar nicht mehr so wunderlich. In anderen Fällen würde der Verlust des Diamanten für die Hinterbliebenen einen zweiten Verlust der verstorbenen Person darstellen.

»Das will ich mir gar nicht vorstellen. Ja, so was will ich mir nicht vorstellen. Das wäre für mich das Schlimmste, was passieren kann. Also den einen Teil von meinem Kind noch mal zu verlieren.« (7K)

»Ich musste mich ja so abrupt trennen, auf eine Weise, die so unklar war, dass ich mich jetzt nicht mehr trennen möchte.« (57B)

So ungern sich manche(r) vom Ascheartefakt trennen möchte, so ist doch klar, dass man selbst nicht ewig leben wird. Die Frage nach der Zukunft des scheinbar unvergänglichen Artefakts, also nach dem, was nach dem Ableben des Besitzers mit ihm geschehen soll, ist unausweichlich. An dieser Stelle werden dann oftmals die nächsten Angehörigen mit einbezogen. Unvermeidbar ist die Einbeziehung anderer vor allem dann, wenn der Diamant nicht mit seinem Besitzer beigesetzt, sondern weiterhin verwahrt werden soll – oder wenn der derzeitige Besitzer selbst der Nachwelt gerne als Diamant erhalten bleiben möchte, was gemäß der vorliegenden Interviews im Projekt häufig vorkommt. Dann stellt sich unweigerlich die Frage, wer den bzw. die Diamanten übernimmt. Es liegt nicht fern, dass es in solchen Situationen unter Umständen zu innerfamiliären Konflikten kommen kann. Das heißt, dass das, was in solchen Fällen bleibt, nicht mehr ist als die Hoffnung, dass der eigene Wunsch von den dann Hinterbliebenen berücksichtigt wird. Ob dies aber überhaupt eintreten wird, kann – allen lebzeitigen Beteuerungen zum Trotz – nicht garantiert werden.

Im Konzept des Aschediamanten zeigt sich eine weitere Facette der Pluralisierung des Sepulkralen, die auch an anderen Entwicklungen des Feldes, wie beispielsweise der Aufwertung nicht anerkannter Trauer oder einer Delokalisierung von Trauer, ihren Ausdruck findet (Benkel/Meitzler 2021). Eine Besonderheit des Aschediamanten offenbart sich hinsichtlich seiner Beschaffenheit, der aufgrund des Materialitätsaspektes als *continuing bond* wirkt (Klass/Silverman/Nickman 1996). Das Wissen um die Ausgangs-

materie des Steins macht für viele der Angehörigen den entscheidenden Unterschied zu anderen Erinnerungsartefakten aus. Sie können selbst entscheiden, wie nah sie dem Verstorbenen – repräsentiert im Stein – sein wollen und sie selbst entscheiden über den Zeitpunkt und -Raum der räumlichen wie emotionalen Trennung, und zwar sowohl zum Artefakt, wie auch zur verstorbenen Person. Während sich Materialität im sepulkralen Kontext nach dem kulturellen Niedergang der religiösen Reliquie fast ausschließlich auf die – gleichsam unsichtbar gemachte – Leiche beschränkte, die aus guten Gründen (angefangen mit den kleineren postmortal eintretenden Veränderungen bis hin zum fortschreitenden Verwesungsprozess) relativ schnell aus dem Aktionsraum der Hinterbliebenen verschwindet, bahnt sich mit dieser Form nun eine andere Art der Materialität den Weg. Es handelt sich um eine aneignungsfähige Materialität, die nicht hässlich, sondern schön und die nicht vergänglich, sondern beständig ist. Dies zumindest ist das Versprechen, das Diamanten im Allgemeinen zugeschrieben wird. Sie wirken wie das Gegenteil dessen, was Menschen mit dem Tod verbinden – nämlich: Schmerz, Schmutz, Leiche, Verwesung. Das Unästhetische des Lebensendes wird von dem Juwel konterkariert. Dass es vielleicht nur der äußere Glanz ist, hinter dem sich ganz eigenwillige Vorstellungen von Interaktion und spezifische Konzepte der Autonomie verbergen, erschließt sich bisweilen erst auf den zweiten Blick – dem Blick der Wissenschaft.

Literatur

- Benkel, Thorsten (Hg.) (2016): *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes*, Bielefeld.
- Benkel, Thorsten (2020a): »Parasozialität«, in: Klimke, Daniela/Lautmann, Rüdiger/Stäheli, Urs/Weischer, Christoph/Wienold, Hanns (Hg.): *Lexikon zur Soziologie*, 6. Aufl., Wiesbaden, S. 569.
- Benkel, Thorsten (2020b): »Der unsichere Status der Dinge. Zum Kontinuum von Sozialität und Materialität«, in: Klie, Thomas/Kühn, Jakob (Hg.): *Die Dinge, die bleiben. Reliquien im interdisziplinären Diskurs*, Bielefeld, S. 71–88.
- Benkel, Thorsten (2022): »Nachhall der Kultur. Der Friedhof als Konflikt- und Pluralisierungsraum«, in: ders./Meitzler, Matthias: *Körper – Kultur – Konflikt. Studien zur Thanatsoziologie*, Baden-Baden, S. 15–67.

- Benkel, Thorsten/Klie, Thomas/Meitzler, Matthias (2019): *Der Glanz des Lebens. Aschediamant und Erinnerungskörper*, Göttingen.
- Benkel, Thorsten/Klie, Thomas/Meitzler, Matthias (2020): *Enchantment. Ashes, Diamonds and the Transformation of Funeral Culture*, Göttingen.
- Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (2013): *Sinnbilder und Abschiedsgesten. Soziale Elemente der Bestattungskultur*, Hamburg.
- Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (2019): »Trauerkultur in der Moderne«, in: Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal (Hg.): *Raum für Trauer. Erkenntnisse und Herausforderungen*, Kassel, S. 8–21.
- Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (2021): »Die Transformierbarkeit des Körpers. Vom vergänglichen Leib zur beständigen Materialität«, in: Benthien, Claudia/Schmidt, Antje/Wobbeler, Christian (Hg.): *Vanitas und Gesellschaft*, Berlin, S. 81–104.
- Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias/Preuß, Dirk (2019): *Autonomie der Trauer. Zur Ambivalenz des sozialen Wandels*, Baden-Baden.
- Bourdieu, Pierre (1983): »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen, S. 183–198.
- Dimbath, Oliver (2021): »Gewaltgedächtnisse. Theoretische Untersuchungen zu Vergangenheitsbezügen gewaltsam Über- und Unterlegener«, in: Leonhard, Nina/Dimbath, Oliver (Hg.): *Gewaltgedächtnisse. Analysen zur Präsenz vergangener Gewalt*, Wiesbaden, S. 17–37.
- Dür, Carsten (2018): »Parasozialitätsdynamik. Überlegungen zu unvollständigen Kommunikationen«, in: Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (Hg.): *Zwischen Leben und Tod. Sozialwissenschaftliche Grenzgänge*, Wiesbaden, S. 145–160.
- Engelfried-Rave, Ursula (2022): »Reliquien«, in: Berek, Mathias/Chmelar, Kristina/Dimbath, Oliver/Haag, Hanna/Heinlein, Michael/Leonhard, Nina/Rauer, Valentin/Sebald, Gerd (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Gedächtnisforschung*, Wiesbaden (im Erscheinen).
- Fischer, Norbert (2021): »Die Seebestattung«, in: Springer, Tade M./Pasic, Frank/Kriebel, Michael (Hg.): *Handbuch des Feuerbestattungsrechts*, 2. Aufl., Stuttgart, S. 283–288.
- Fischer, Norbert/Herzog, Markwart (Hg.) (2003): *Totenfürsorge. Berufsgruppen zwischen Tabu und Faszination*, Stuttgart.
- Gernig, Kerstin (2011): »Was aus Asche alles werden kann. Vom Ascheamulett bis zur Beisetzung im Lavastrom«, in: Groß, Dominik/Tag, Brigitte/Schweikardt,

- Christoph (Hg.): *Who wants to live forever? Postmoderne Formen des Weiterwirkens nach dem Tod*, Frankfurt am Main/New York, S. 113–124.
- Groß, Dominik (2011): »Zum Wandel im Umgang mit der menschlichen Leiche. Hinweise und Erklärungsversuche«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 61, Heft 20/21, S. 40–46.
- Habermas, Tilmann (1996): *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*, Berlin/New York.
- Holm, Christiane (2004): »Intime Erinnerungsgeflechte. Memorialschmuck aus Haaren um 1800«, in: *Kritische Berichte* 32, Heft 1, S. 29–41.
- Kaiser, Julia (2021): *Bestattet unter Bäumen. Über den gegenwärtigen Wandel der deutschen Bestattungskultur*, Marburg.
- Klass, Dennis/Silverman, Phyllis/Nickman, Steven (Hg.) (1996): *Continuing Bonds. New Understandings of Grief*, New York.
- Klie, Thomas (2020): »Der Diamant ist das Funkeln von ihr. Eine Fallanalyse zur Diamantpressung«, in: ders./Kühn, Jakob (Hg.): *Die Dinge, die bleiben. Reliquien im interdisziplinären Diskurs*, Bielefeld, S. 163–173.
- Meitzler, Matthias (2016): »Postexistenzielle Existenzbastelei«, in: Benkel, Thorsten (Hg.): *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebendenden*, Bielefeld, S. 133–162.
- Meitzler, Matthias (2020): »Ich will jetzt Mutters Asche!« Aushandlung, Aneignung und Autonomie am Beispiel kontroverser Gegenständlichkeit«, in: Klie, Thomas/Kühn, Jakob (Hg.): *Die Dinge, die bleiben. Reliquien im interdisziplinären Diskurs*, Bielefeld, S. 175–198.
- Meitzler, Matthias (2022a): »Vom Anfang und Ende der Leiche«, in: Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias: *Körper/Kultur/Konflikt. Studien zur Thanatosoziologie*, Baden-Baden, S. 121–151.
- Meitzler, Matthias (2022b): »Postmortale Autonomie. Praktiken der Aneignung von Totenasche«, in: Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias: *Körper/Kultur/Konflikt. Studien zur Thanatosoziologie*, Baden-Baden, S. 69–100.
- Schmickler, Leonie (2021): »(Nicht-)Wissen und Selbstbestimmung. Ein Beitrag zur Soziologie der Suizidbeihilfe«, in: Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (Hg.): *Wissenssoziologie des Todes*, Weinheim/Basel, S. 196–220.
- Schmitt, Torsten (2020): »Rechtliche Aspekte der funeralen Sachkultur«, in: Klie, Thomas/Kühn, Jakob (Hg.): *Die Dinge, die bleiben. Reliquien im interdisziplinären Diskurs*, Bielefeld, S. 199–214.
- Seeck, Francis (2016): »Akte Lebensende«, in: *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 29, Heft 1, S. 131–140.

Tag, Brigitte/Thier, Markus (2010): »Rechtsfragen im Umgang mit der Leiche«, in: Groß, Dominik/Glahn, Julia/Tag, Brigitte (Hg.): *Die Leiche als Memento mori. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Verhältnis von Tod und totem Körper*, Frankfurt am Main/New York, S. 103–124.